

DIE MAGISCHE MANDRAGORA

Wolfgang Schmidbauer

Ruben ging aus zur Zeit der Weizenernte, und fand Dudaim auf dem Felde, und brachte sie heim seiner Mutter Lea. Da sprach Rahel zu Lea: Gib mir von den Dudaim deines Sohnes einen Teil. Sie antwortete: Hast du nicht genug, daß du mir meinen Mann genommen hast und willst auch die Dudaim meines Sohnes nehmen? Rahel sprach: Wohlan, laß ihn diese Nacht bei dir schlafen um die Dudaim deines Sohnes. Da nun Jakob des Abends vom Felde kam, ging ihm Lea hinaus entgegen und sprach: Bei mir sollst du liegen, denn ich habe dich erkaufte um die Dudaim meines Sohnes. (Genesis 30, 14-16)

Wir kennen die Fortsetzung dieser Geschichte: Zwar empfing Lea durch diesen Tauschhandel den fünften und sechsten Sohn Jakobs, aber auch die bislang unfruchtbare Rahel gebar endlich Joseph. Was aber waren die Dudaim, die Labans Tochter von ihrer Unfruchtbarkeit heilten? Die alexandrinische Übersetzung der Bibel ins Griechische (Septuaginta) überträgt Dudaim mit *mela mandragoron*, Äpfel der Mandragora, eines Nachtschattengewächses. Desgleichen tut der spätantike jüdisch-christliche Geschichtsschreiber Josephus. Jetzt können wir uns die biblische Szene schon mit deutlicheren Farben ausmalen: Der kleine Ruben folgte den Schnittern auf das Feld. Während sie im Weizen arbeiteten, strolchte er die Raine entlang. Eine seltsame Pflanze erregte seine Aufmerksamkeit. Ihre großen, breiten Blätter glichen jenen der Schlüsselblume, waren aber mehr als doppelt so lang. Sie lagen flach auf der Erde und strahlten von einem Zentrum aus, in dem einige runde gelbe Früchte, etwa pflaumengroß, lagen. Ruben pflückte eine dieser Früchte und kostete sie. Sie schmeckte saftig, süß und etwas fade¹. So sammelte er, soviel er finden konnte, und brachte die Liebesäpfel — so lautet die deutsche Übersetzung von Dudaim — seiner Mutter Lea. So sah auch Rahel die Liebesäpfel, und sie wußte, daß Ruben ein Mittel gefunden hatte, sie von ihrer größten Trauer zu erlösen, ihrer Kinderlosigkeit. Obschon Jakob Rahel seiner ersten Frau Lea vorzog, hatte ihm Lea schon vier Söhne geschenkt. Verdrossen durch diese ungerechte Bevorzugung Rahels, verlangte sie jetzt einen hohen Preis. Eben an diesem Preis können wir ablesen, wie stark

der Fruchtbarkeitszauber der Dudaim war, an den Rahel glaubte. So trat Lea am Abend, als Jakob die unter der Last der Garben fast verschwindenden Esel heimwärtsführte, ihrem Gatten triumphierend entgegen. Jakob akzeptierte den Tauschhandel seiner Lieblingsfrau bereitwillig, und in dieser Nacht empfing Lea den fünften Sohn. Rahel aber aß die Dudaim, und als sie sie gegessen hatte, empfing auch sie einen Sohn, und sie nannte ihn Joseph.

So könnte die ursprüngliche hebräische Tradition gewesen sein: Joseph wurde empfangen, als seine Mutter die Frucht der Mandragora aß, — wie in einem der von den Gebrüdern Grimm gesammelten Märchen eine kinderlose Frau empfängt, weil sie einen Apfel isst, den ihr die Jungfrau Maria gibt. Aber den frommen Herausgeber der Schöpfungsgeschichte störte dieser rohe, bäuerische Aberglaube in dem Bericht vom hehren Schicksal der Patriarchen. So strich er den wenig erbaulichen Teil und brach nach der Schilderung des Tausches abrupt ab, um später nur mit einem nüchternen »Gott erinnerte sich Rahels, und erhörte sie, und öffnete ihren Leib« den Zusammenhang wieder herzustellen. Wenn auch der biblische Text so gereinigt wurde — die apokryphe Überlieferung² hat sich der Episode angenommen. Danach war Ruben selbst mit einem Esel zu den Weizenfeldern gezogen, als er die Mandragora in einem Bachbett entdeckte. Während der Bericht in der Genesis voraussetzt, daß der Leser weiß, worum es sich bei der Mandragora handelt, versäumt die apokryphe jüdische Überlieferung nicht, auf die wichtigsten magischen Eigenschaften dieser Pflanze hinzuweisen. Ihre Wurzel gleicht den unteren Gliedmaßen des Menschen; die Blüte ist purpurn oder rot wie eine Flamme und sendet in der Dämmerung seltsame Strahlen aus. Nicht nur die Schönheit und den Reiz einer Frau kann diese Wurzel steigern, sondern auch Unfruchtbarkeit heilen. Aber es ist nicht leicht, sie zu gewinnen: Die Mandragora wehrt sich heftig, wenn sie ausgerissen werden soll. Es kann nötig sein, sie mit einem Blutopfer (Menstruationsblut und weiblicher Urin sind womöglich noch wirksamere Mittel) zu beschwichtigen. Aber auch dann ist es sicherer Tod, sie zu berühren, es sei denn, man hält sie mit den Wurzeln nach unten.

Wer die Mandragora ernten will, der muß das Erdreich sorgfältig um die Wurzel ausheben, bis sie nur noch mit der Spitze in der Erde festhängt.

Dann bindet er einen Hund mit einer Schnur an die Pflanze und läuft schnell fort. Der Hund will seinem Herrn nachlaufen, reißt die Pflanze aus und stirbt auf der Stelle. Damit aber gibt sich der rachsüchtige Geist der Mandragora zufrieden. Ruben wußte nicht das Geringste von diesen Dingen. Er erkannte die Mandragora nicht, obschon ihre Blätter einen sonderbaren Geruch ausströmen, und band unschuldig die Leine seines Esels an die gefährliche Pflanze. Bald zog der unruhige Esel die Wurzel aus der Erde; sie stieß einen entsetzlichen Schrei aus, der den Esel sofort tötete. Ruben kam zurück, und um seiner Mutter zeigen zu können, was das Tier getötet hatte, nahm er die Mandragora mit sich. Auf dem Weg traf er Rahel, die mit raschem Blick den Wert des Fundes erkannte und ihm die Wurzel entriß. Ruben lief laut weinend zu seiner Mutter. »Sie hat meine kleinen Männer gestohlen«, schluchzte er. »Gib sie sofort zurück«, befahl Lea. »Nein, nein«, erwiderte Rahel und fing an zu weinen, »diese kleinen Männer sollen meine Söhne sein, da Gott mir keine anderen Kinder geschenkt hat.« Und sie machte Lea das Angebot, das wir schon kennen.

Das älteste Dokument für die Verwendung der Mandragora als Liebes- und Fruchtbarkeitszauber ist einer der ugaritischen Keilschrifttexte aus Ras Schamra³. Er stammt aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert vor Christus, bezieht sich auf die magischen Vorbereitungen zu einem Fruchtbarkeitskult und beginnt mit den Worten »Pflanze Mandragoras in die Erde . . .« Und noch Shakespeare glaubte, daß die Mandragora schreit, wenn man sie entwurzelt (Romeo und Julia IV, 3). Auch dem naturkundigen Römer Plinius ist bekannt, daß man die Mandragora nicht roh entwurzeln darf. Er rät, sie mit einem Schwert zu umkreisen, eine Art magischer Zirkel, in den keine bösen Geister treten dürfen, und sie dann mit nach Westen gewandtem Gesicht auszugraben. Wer sich nicht mit einer Wurzel zufriedengibt, muß noch vorsichtiger sein, wenn er die zweite gewinnen will, verlangt der griechische Arzt Theophrastus in seiner Geschichte der Pflanzen. Er muß die Pflanze umtanzen und dabei dauernd von Liebesangelegenheiten reden. Da die Mandragora viel in Liebeszaubern verwendet wurde, hieß sie auch die Pflanze der Kirke, nach der berühmten Zauberin, die in der Odyssee Menschen durch einen Trank in Schweine verwandelt. So innig war die Mandragora mit erotischer

Magie verknüpft, daß die griechische Liebesgöttin Aphrodite den Beinamen Mandragoritis, »Herrin der Mandragora«, führte⁴.

Hat nun aber der Sohn Jakobs die Früchte oder die Wurzel der Mandragora heimgebracht? Hier laufen die Aussagen der biblischen und der außerbiblischen Überlieferung auseinander. Die Wirkung, welche man Frucht und Wurzel zuschrieb, war gleich; wahrscheinlich wurde die Gefahr, die darin lag, eine Mandragora zu entwurzeln, deshalb so betont, weil man (neben den spezifisch magischen Gründen) eine Art primitiven Naturschutzes damit erzielen wollte. Später, als man allgemein der Wurzel höhere Kräfte zuschrieb, mußte eine Erklärung gefunden werden, wie Ruben — der als unschuldig's Kind ja nicht über die nötigen Praktiken Bescheid wußte — zu der heilkräftigen Pflanze gekommen war.

Noch heute tragen in Griechenland junge Männer Stücke der Mandragora-Wurzel als Liebeszauber⁵. Auch in Italien hat sich der Aberglaube sehr lange gehalten. In der Renaissance war die Kraft der Pflanze noch so allgemein anerkannt, daß sich in Machiavellis Komödie »Mandragora« alles um ihre Fähigkeit dreht, unfruchtbaren Frauen Kinder zu verschaffen. Noch um die Jahrhundertwende fand der amerikanische Volkskundler Frederick Starr⁶, daß viele Juden mit der Auswanderung nach Amerika keineswegs mit ihrem althergebrachten Glauben an die Dudaim gebrochen hatten. »Hier in Chicago«, berichtet Starr, »lebt ein reicher und angesehener Jude; er ist aber unglücklich darüber, daß kein Kind seinen Reichtum erben wird. Er hat sich lebhaft für die Rückkehr der Juden nach Palästina eingesetzt, und große Summen für diesen Zweck gespendet. Die Juden in Jerusalem, die von seinem Kummer hörten, schickten ihm darauf eine Mandragora mit ihren besten Wünschen.« Selten werden die magischen Wurzeln unter einem Preis von fünfzig bis hundert Mark gehandelt; sie sind als Talismane geschätzt und sollen immer noch — geschabt und mit Wasser getrunken — die Unfruchtbarkeit einer Frau heilen.

Ein gut Teil zu der Fülle an magischen Wirkungen, die man der Mandragora zuschrieb, hat sicherlich die menschenähnliche Gestalt der Wurzel beigetragen. Die Anhänger des Pythagoras erkannten in ihr eine »menschenähnliche Pflanze«, antike Autoren nannten sie einen Halbmenschen, und die Türken nennen sie heute noch die Menschen-Pflanze (Adam-

Kökü) ⁷. Je geringer das Wissen um die tatsächlichen Naturgesetze, desto geringer ist auch die Neigung des Menschen, äußerliche Ähnlichkeiten als zufälliges Spiel der Natur gelten zu lassen. Ein tiefer, magischer Sinn muß sich hinter der Sympathie der Formen verbergen, glaubt er. Ein deutscher Mönch, der im Mittelalter eine lateinische Naturgeschichte verfaßt ⁸, ist denn auch der Meinung, die Mandragora sei aus derselben Erde gemacht wie Adam — als eine teuflische Nachahmung der göttlichen Schöpfung, die diese Pflanze aber trotzdem weit über alle Pflanzen erhebe und sie zu ihrem König mache. Schon in der Antike läßt sich die Unterscheidung männlicher und weiblicher Mandragoras verfolgen. Angeblich sind männliche Wurzeln weiß; weibliche schwarz ⁹. Tatsächlich ist die Wurzel der Mandragora innen weiß und außen schwarz.

Wenn die Wurzel magische Kräfte besitzt, weil sie menschenähnlich ist, dann muß sie um so mehr solche Kräfte gewinnen, je menschenähnlicher sie wird. Die in mittelalterlichen Pflanzenbüchern abgebildeten Alraune mit nahezu perfekter Menschengestalt — nur ein Blattschopf auf dem Kopf wies sie als Pflanzen aus — müssen keineswegs nur die Erfindung leichtgläubiger Künstler gewesen sein. Denn schon bald halfen Fälscher den Wurzeln, die nicht die richtige Gestalt haben wollten, mit scharfen Messern nach. Diese Nachhilfe erwies sich in den Ländern besonders notwendig, die nicht auf die magischen Kräfte der Mandragora verzichten wollten, obschon die Pflanze nicht einheimisch war. Die echte Mandragora — seit Linné mit dem Namen *Mandragora officinarum*, die Mandragora der Apotheken, benannt — gedeiht nur im Mittelmeerraum, einschließlich Syrien, Kilikien, Kreta, Sizilien, Spanien und Nordafrika. Der nördlichste Punkt, an dem sie beobachtet wurde, liegt in Oberitalien; das Vorkommen in Tirol ist nicht sicher bewiesen. Ein toskanischer Arzt aus dem sechzehnten Jahrhundert, Andrea Matthioli ¹⁰, lernte das Geheimnis der falschen Mandragoras durch einen dankbaren Quacksalber kennen, den er in Rom kuriert hatte. Dieser erzählte ihm, er sammle die Wurzelstöcke von Zauberrüben oder von Schilfrohr, schnitze sie in der Form eines Mannes oder einer Frau zurecht und stecke Getreide- oder Grassamen in die Teile der Figuren, die behaart sein sollten. Dann vergrub er sie für zwanzig Tage in einem Sandhaufen. Die Samen keimten, und er mußte später nur die Sprossen mit einem scharfen Messer in die Form von Bärten oder

Haupthaar schneiden. Die falschen Alraune — wie der deutsche Name solcher Wurzeln lautet — schwätzte er dann kinderlosen Frauen auf, die ihn mit zwanzig, ja dreißig Goldstücken belohnten. Obschon zeitgenössische Schriftsteller über die »törichten Männleindrachen und Weibleindrachen« herzogen und ihre öffentliche Ausstellung gegen Eintrittsgeld als üblen Betrug brandmarkten, haben auch gekrönte Häupter solche Talismane besessen. Der deutsche Kaiser Rudolph der Zweite, ein großer Freund aller okkulten Wissenschaften, hatte zwei in seinem Besitz, die seit 1680 zu den Kuriositäten der kaiserlichen Bibliothek in Wien gehörten. Sie mußten regelmäßig gebadet werden, sonst schrien sie wie kleine Kinder¹¹.

Bis ins zwanzigste Jahrhundert hat es im nahen Osten, vor allem in Syrien, berufsmäßige Mandragora-Schnitzer gegeben. Besonders berühmt für dieses seltsame Gewerbe waren Antiochien in Syrien und Mersina in Kilikien. Oft wird die gewünschte Form einfach dadurch erzielt, daß man die frische oder etwas welke Wurzel in die gewünschte Form schneidet oder preßt. Die schwerer als Fälschungen erkennbaren Wurzeln werden nach dieser Bildhauerarbeit wieder vergraben, bis die Narben geheilt und die zusammengebundenen Teile fest miteinander verwachsen sind. Wenn das Bild schließlich ausgegraben ist, lassen sich die künstlichen Eingriffe oft nur sehr schwer nachweisen. Die Tugenden, welche man diesen Männchen zuschreibt, sind nicht immer dieselben: Sie sind teils unfehlbare Liebeszauber, teils machen sie unverwundbar oder unsichtbar, oder sie spüren Schätze unter der Erde auf und erleichtern Krankheiten, indem sie sie auf sich ziehen¹².

Die menschliche Gestalt der Alraune hat wahrscheinlich einen anderen, vor allem in Deutschland heimischen Aberglauben unterstützt, der aber vielleicht sehr viel älter ist als die Manipulationen geschäftstüchtiger Quacksalber an der Mandragora-Wurzel. Danach entsteht die Pflanze aus dem Samen Gehenkter; deshalb heißt die Mandragora in manchen Gegenden Deutschlands auch Galgenmännchen. Nicht jeder Gehenkte aber ist imstande, mit Mutter Erde diese seltsamen Pflanzenmenschen zu zeugen: Es muß ein geborener Dieb sein, das Kind einer Familie von Meisterdieben, oder das Kind einer Mutter, die stahl, als sie schwanger war. Wenn er gehängt wird, und sein Same oder Urin tropft auf die Erde,

dann sprießt der Alraun sofort. Mit dieser Überlieferung kreuzt sich eine andere, nach der der Gehenkte kein Verbrecher sein darf, sondern ein unschuldiger Jüngling, der durch die Folter zu falschen Geständnissen gezwungen wurde. Wie dem auch sei, der Alraun entsteht durch Tropfen, die von einem Gehenkten auf die Erde fallen. Die Pflanze hat breite Blätter und gelbe Früchte; sie ist sehr schwierig zu ernten, denn sie schreit so entsetzlich, wenn man sie ausreißt, daß der Täter sofort stirbt.

Die Regeln, welche deutsche Alraun-Sucher nach den Vorschriften des Kräuterbuchs von Tabernaemontanus einhalten mußten, gleichen denen der hebräischen und griechischen Überlieferung: Man muß es an einem Freitagabend tun, bei Sonnenuntergang, und einen schwarzen Hund mitbringen, der wirklich kein weißes Haar hat. Ehe man die Pflanze ausgräbt, muß man drei Kreuze über sie machen und sich die Ohren fest mit Wachs oder Pech verstopfen. Der Rest ist leicht zu erraten: die Wurzel wird sorgfältig freigelegt, bis sie nur noch mit dem Ende in der Erde haftet, der Hund festgebunden, der Graber zeigt dem Tier ein Stück Brot und läuft, so schnell ihn seine Füße tragen, fort. Der Hund will das Brot, reißt die Wurzel aus, und fällt tot zu Boden. Alles, was jetzt noch nötig ist, scheint ein Kinderspiel gegenüber diesem Abenteuer: Man muß den Alraun in rotem Wein säubern, in weiße und rote Seide kleiden und in einen Korb legen. Wenn man nicht vergißt, ihn jeden Freitag zu baden und ihn jeden Monat mit einem frischen weißen Hemd zu bekleiden, wird der Alraun jede Frage beantworten, die man an ihn richtet, er wird die Zukunft und alle Geheimnisse enthüllen. Der glückliche Besitzer wird nie mehr arm sein, er wird keine Feinde haben, und viele Kinder. Braucht er Geld, so genügt es, eine Münze nachts neben den Alraun zu legen, und am Morgen sind zwei daraus geworden. Aber wer das Galgenmännlein lange in seinem Dienst halten will, der darf es nicht überanstrengen: wer mehr als einen Dukaten fordert, und das jede Nacht, kann es leicht umbringen. Nicht der älteste Sohn, sondern der jüngste erbt den Alraun, und er muß seinem Vater als Gegenleistung ein Stück Brot und eine Münze in den Sarg legen¹³.

Aus dem Fruchtbarkeitszauber der Mittelmeerländer ist die Mandragora in der deutschen Sage ein Hausgeist geworden, der Schätze an Weisheit und Reichtum bringt. Der Mythos über die Entstehung der magischen

Pflanze scheint grausam und verworren. Vielleicht kann ihn ein zweiter Mythos erklären helfen, der den Sagenforschern schon viel Kopfzerbrechen gemacht hat. Odin, der germanische Götterfürst, hing einmal selbst an einem Galgenbaum, von einem Speer verwundet, und dem Odin, also sich selbst geweiht¹⁴. So heißt es in einer rätselhaften Passage der altnordischen Mythologie. Der Gott befreite sich aus dieser scheinbar hoffnungslosen Lage, indem er die Runen erfand, die ihm in Zukunft überlegenes Wissen verschafften. Mit einem Schlag war er befreit. Die Wortbedeutung von Alraun paßt nun erstaunlich gut zu diesem Mythos: Alraun kommt von Alrun und heißt ursprünglich »der alle Runen kennt« oder der »Allweise«. Es ist bekannt, daß die Germanen Menschenopfer an ihre Götter durch Erhängen darbrachten. Ob es sich bei der mythischen Erzählung vom gehenkten Odin um eine Parallele dazu handelt, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Immerhin hat James Frazer die große Verbreitung eines Ritus bewiesen, der die periodische Opferung heiliger, in einem gewissen Sinn mit dem Gott identischer Könige einschließt. Der mythische Bericht vom erhängten Odin könnte auf einen solchen Ritus zurückzuführen sein. Später, als einer dieser periodisch geopfertem heiligen Könige die Runen erfunden hatte, oder zumindest diese Erfindung zu einem entscheidenden Wandel in dieser grausamen Liturgie ummünzte, wurde der periodische Königsmord abgeschafft. Um den magischen Nutzen des Königsopfers nicht einzubüßen, wurden aber noch Kriegsgefangene (als Stellvertreter?) erhängt. Der Alraun-Glaube ist ein Relikt aus einer Zeit, in der Gehenktwerden keine schämliche Hinrichtung, sondern eine geheiligte Handlung war. Der Gehenkte war dem Gott geweiht, ja er war selbst der Gott; kein Wunder, daß die »Galgenmännchen«, die er mit der Erde zeugte, allwissend waren und ihrem Besitzer Glück und Reichtum brachten.

Die meisten Berichte über Alraune kommen aus der Zeit der Hexenprozesse: Faust und alle anderen berühmten Zauberer und Hexen hatten nach volkstümlichen Überlieferungen einen Alraun, dem sie überlegenes Wissen und magische Kräfte dankten. In den Hexenprozessen wollten die Ankläger immer wissen, ob eine Hexe einen solchen Hausgeist hatte, und wahrscheinlich sind viele Frauen wegen dieses unschuldigen Aberglaubens hingerichtet worden. Meist besaßen diese Frauen eine Wurzelpuppe, die

sie nachts unter ihr Kissen legten, um prophetische Träume zu haben¹⁵. 1603 wurde eine Frau in Frankreich, in der Gegend von Orléans gehängt, weil sie eine Mandragora in der Gestalt eines weiblichen Affen hatte, die sie täglich fütterte¹⁶. Selbst die Jungfrau von Orléans wurde angeklagt, einen Alraun zu besitzen, und ihn »auf der Brust zu tragen, in der Hoffnung, so Reichtum und zeitlichen Nutzen zu gewinnen«. Jeanne d'Arc leugnete das entschieden. Sie habe lediglich von einer Mandragora gehört, aber auch, daß sie schwer zu halten und gefährlich seien¹⁷. In dem Tagebuch eines anonymen Bürgers von Paris, das aus dem 15. Jahrhundert stammt, wird erzählt, wie der Franziskanerbruder Richard eine Anzahl madagfoires, Mandragoras verbrennen ließ. »Diese närrischen Leute«, bemerkt der Verfasser der Chronik, »glaubten, sie würden nie arm, solange sie diesen Unrat hätten, vorausgesetzt er wäre immer in feine Kleider aus Seide oder Leinen gehüllt¹⁸. Wenn die Jungfrau von Orléans vor dem Inquisitionsgericht sagte, eine Mandragora sei gefährlich und schwierig zu halten, so drückte sie damit nur einen sehr verbreiteten französischen Aberglauben aus, der sich vor allem unter den Bauern bis ins 19. Jahrhundert hielt. Man hielt die Mandragora für eine ganz besondere Art Maulwurf, die unter den Eichen lebe, auf denen Mistel wachse, — und zwar ebenso tief unter der Erde, wie die Mistel über der Erde sei. Diese Bauern hatten den Namen der Mandragora ihrer Sprache angeglichen: Sie hieß main de gloire, glorreiche Hand. Wer eine solche Hand findet, muß sie füttern, — es ist gleichgültig, ob er ihr Brot, Fleisch oder irgend etwas anderes gibt, aber er muß ihr das, was er ihr am ersten Tag gab, jeden weiteren Tag geben. Wer das nicht tut, den tötet die Mandragora; wer es aber tut, dem erstattet sie seine Gabe jeweils am nächsten Tag doppelt zurück. Von einigen Bauern in der Gegend, die schnell reich geworden waren, ging die Sage, sie hätten eine solche glorreiche Hand gefunden¹⁸.

Neben den vielfältigen magischen Wirkungen wurden der Mandragora auch heilende Eigenschaften zugeschrieben, die sich durch die moderne chemische Forschung zumindest teilweise bestätigen ließen. Wenn in Shakespeares »Antonius und Kleopatra« die sehnsüchtige Königin in der Abwesenheit ihres Geliebten ruft

Die magische Mandragora

Laßt mich Mandragora trinken,
Daß ich diese leere Spanne Zeit verschlafe,
Mein Antonius ist fort . . .,¹⁹

so beruft sich der Dichter auf anerkannte antike Autoritäten (Plinius, Theophrast). Es scheint uns paradox, daß ein Mittel gleichzeitig die Anziehungskraft einer Frau steigern, ja ihre Unfruchtbarkeit heilen, andererseits aber allzugroßen Liebesüberschwang dämpfen soll. Hier überschneiden sich chemische und magische Wirkung: Nach dem Prinzip der sympathischen Magie mußten die kleinen Wurzelmännchen die Geburt von Kindern bei dem auslösen, der sie aß. Die chemisch wirksamen Stoffe der Mandragora sind, wie bei fast allen Nachtschattengewächsen, Alkaloide, vor allem Atropin und Skopolamin²⁰. Wenn, wie Plinius und die Verfasser antiker Medizin-Lehrbücher behaupten, Mandragora-Saft ein brauchbares schmerzstillendes und betäubendes Mittel bei Operationen war, so ist diese Wirkung sicherlich dem Skopolamin zuzuschreiben, das heute noch gelegentlich zur Abschwächung von Erregungserscheinungen und zur Unterstützung narkotischer Mittel verwendet wird. Schon wenige tausendstel Gramm genügen, um den gewünschten Effekt auszulösen. Überdosierungen, die in der Antike bei dem stark schwankenden Gehalt der Heilpflanzen an wirksamer Substanz häufig vorgekommen sein müssen, führen — je nach dem Verhältnis der beiden wirksamen Alkaloide im Saft der Mandragora — zu tiefem, totenähnlichem Schlaf oder, wenn Atropin das Skopolamin überwiegt, zu Erregungszuständen mit Wahnwahrnehmungen. Die Mandragora-Vergiftung ähnelt dann der Vergiftung mit der stark atropinhaltigen Tollkirsche²¹: Das Herz schlägt rasend schnell, die Pupillen sind extrem erweitert, Hautmißempfindungen treten auf, die vielleicht den Hexen, die sich vor der Fahrt zum Blocksberg mit Bilsenkraut und Tollkirsche berauschten, die Empfindung gaben, ihnen wachse ein Fell, oder Federn sproßten aus der Haut. Der Vergiftete glaubt, sich vom Boden zu erheben und zu schweben, er ist laut, unruhig und unterhält sich angeregt mit Personen, die gar nicht da sind. Die Wahrnehmungen (Halluzinationen) sind stark von den persönlichen Erwartungen geprägt; sicherlich logen nicht alle Hexen, die in den Prozessen bekannten, sie seien selbst auf den Blocksberg geflogen und hätten dort mit dem Teufel persönlich getanz. Sie hatten diese Dinge, von Bilsen-

kraut, Tollkirsche oder Mandragora betäubt, tatsächlich erlebt, während sie sich in unruhigen Zuckungen und mit Schaum vor dem Mund im Bett wälzten, den nackten Körper glänzend von der Hexensalbe. Es ist keineswegs eine Fabel, daß der Organismus chemische Substanzen, die unsere Psyche eingreifend verändern, auch durch die Haut aufnehmen kann. Bei den geringen Gaben giftiger Alkaloide, die notwendig sind, um einen Rauschzustand zu erzielen, war die angeblich aus Kinder- oder Krötenfett hergestellte Salbe nur ein im Grunde sehr vernünftiger Schutz vor tödlicher Vergiftung.

Sehr häufig sind die Inhalte der durch den Rauschzustand ausgelösten Halluzinationen erotischer Natur. Noch kürzlich widerfuhr einer älteren Frau, die aus Versehen zuviel Atropin-Skopolamin-Tropfen eingenommen hatte, eine peinliche Verwandlung²². Sie machte ihrer Zimmerwirtin eindeutige und zudringliche sexuelle Anträge und lud auch unverblümt den hinzukommenden Bräutigam der Wirtin dazu ein. Nachdem die Wirkung der Gifte abgeklungen war, erinnerte sie sich an nichts.

Das heißt nun nicht, daß die Alkaloide der Mandragora eine spezifisch erotische Wirkung haben. Sie führen lediglich zu einer Enthemmung, in der sonst verdrängte sinnliche Wünsche plötzlich bewußt werden, und — weil die verantwortliche Kontrolle der Triebe vermindert ist — ungehemmt in die Tat umgesetzt werden. Vielleicht können wir jetzt verstehen, warum die Mandragora gleichzeitig die Liebesfähigkeit steigern und einsame Liebende trösten konnte. Ja, auch die Volksweisheit, durch den Genuß der Mandragora könnte die Unfruchtbarkeit einer Frau geheilt werden, hat neben ihrem magischen auch einen medizinischen Aspekt: In den gar nicht so seltenen Fällen, wo eine seelische Verkrampfung und übermäßige Gehemmtheit der Frau dafür verantwortlich ist, daß sie keine Kinder empfängt, kann die Entspannung durch den »schläfrigen Sirup«²³, wie ihn Shakespeare nennt, eine Wendung bringen.

Magie und Heilmittelkunde vermengen sich auch in einer weiteren medizinischen Wirkung, die man der Mandragora zuschrieb: der Heilung von Geisteskrankheiten. Ehe in den letzten fünfzehn Jahren die pharmazeutische Chemie den Nervenärzten weit wirksamere Substanzen in die Hand gegeben hat²⁴, wurde das Alkaloid Skopolamin nicht selten in der Behandlung von Geisteskrankheiten verwendet, wobei man sich in erster

Linie eine Beruhigung der erregten Kranken versprach. Es ist durchaus möglich, daß schon die Ärzte der Alten diese Wirkung der Mandragora systematisch ausnützten. Aber sie kombinierten sie mit einer magischen Behandlung, die sicherlich nicht ohne Einfluß auf das Befinden des Kranken blieb, wenn er nur die abergläubischen Überzeugungen seiner Zeit teilte. Wahnsinn war ja damals Besessenheit durch einen bösen Geist, der in den Leib des Unglücklichen gefahren war und ihn nun nicht mehr verlassen wollte, wenn man ihm nicht ein anderes Gehäuse anbot. Wir wissen, daß selbst Jesus bei einer der von ihm unternommenen Teufels-austreibungen sich an diese Regel hielt: er ließ die Geister, die einen Besessenen plagten, in die Schweine einer Herde fahren, die in der Nähe Futter suchten²⁵. Berührte man den Besessenen nur mit der menschen-ähnlichen Mandragora-Wurzel, so verließ ihn der böse Geist sofort und fuhr in die Wurzel. Sie mußte vernichtet werden; gewissenlose Quack-salber verkauften sie allerdings auch gelegentlich weiter, ohne freilich dem neuen Besitzer etwas von dem Krankheitsgeist zu sagen, der in ihr steckte. Denn dann hätte er sie nie erworben, mußte er doch fürchten, auf diese Weise auch die Krankheit des Vorbesitzers mitzukaufen²⁶.

Wir sollten nicht gering denken von Zeiten, in denen solche Geschichten erzählt und, zumindest von großen Teilen der Bevölkerung, auch geglaubt wurden. Magie in der Behandlung von Krankheiten ist immer auch Psychotherapie, und so gesehen hatten es die Patienten der Antike und des Mittelalters besser als die der Neuzeit, deren Körper wie eine Maschine behandelt wird, um deren Gefühle und seelische Konflikte aber sich nur wenige Psychotherapeuten kümmern.

¹ H. B. Tristram, *The Natural History of the Bible*, London 1898. Die Rekonstruktion der biblischen Erzählung richtet sich teilweise nach Frazer, J. G.: *Folklore in The Old Testament*, London 1918, Bd. II, S. 372 ff. — ² Zusammengestellt von Graves, R. u. Patai, R.: *Hebrew Myths*, London 1964. — ³ Graves und Patai 1964, S. 220. — ⁴ Hesychius unter Mandragoritis. »Pflanze der Kirke« bei Dioskurides, *De materia medica*, IV, 76 und Plinius, *Nat. Hist.* XXV, 147. — ⁵ Sibthorp, J.: *Flora Graeca*, III, S. 27 (London 1819). Es handelt sich dabei allerdings um *Atropa mandragora*, die im Herbst blühende Art, und nicht um die in Genesis 30 erwähnte *Mandragora officinarum*, die im Frühling blüht und deren Früchte zur Zeit der Weizenernte reifen. *Atropa mandra-*

gora ist ein später Import nach Palästina (Graves u. Patai, 1964, S. 220). — ⁶ Starr, F.: »Notes upon the Mandrake«, *American Antiquarian and Oriental Journal*, Chicago 1901. Bd. XXIII, S. 267. — ⁷ Luschan, F.: *Zeitschrift für Ethnologie*, XXIII, S. 726, 1891. — ⁸ Hildergard, Phys. II, 102; s. a. J. Grimm, *Deutsche Mythologie*, Bd. II, S. 1007. — ⁹ Dioscorides, *De materia medica*, IV, 76. — ¹⁰ Er publizierte diesen Bericht in seinem *Neuen Herbarium*, Prag 1563. — ¹¹ Beyer, R.: *Zeitschrift für Ethnologie*, XXIII, S. 740, 1891. — ¹² Luschan 1891, a. a. O. — ¹³ Grimm, J. u. W.: *Deutsche Sagen*, Berlin 1865–1866, Bd. I. — ¹⁴ S. a. Ranisch, W.: *Walhall – Die Götterwelt der Germanen*, Berlin o. J. — ¹⁵ Haupt, K.: *Sagenbuch der Lausitz*, und Bartsch, K.: *Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg*, Wien 1879. — ¹⁶ Friend, H.: *Flowers and Flower Lore*, London 1886. — ¹⁷ Quicherat, J.: *Procès de Condamnation et de Rehabilitation de Jeanne d'Arc*, Paris 1841. — ¹⁸ Chéruef, A.: *Dictionnaire Historique des Institutions, Moeurs, et Coutumes de la France*, Paris 1884. — ¹⁹ Akt I, Szene V. — ²⁰ Hesse, E.: *Rausch-, Schlaf- und Genußgifte*, Stuttgart 1966. — ²¹ *Atröpa Belladonna*. — ²² S. Hesse 1966, S. 82. — ²³ »Not poppy, nor mandragora, / Nor all the drowsy syrups of the world, / Shall ever medicine thee to that sweet sleep, / Which you owdest yesterday«, sagt Jago zu dem für immer ruhelosen Othello insgeheim (Othello III. Akt, Szene III). — ²⁴ Die auf dem Chlorpromazin und seinen Derivaten beruhenden Neuroleptika. — ²⁵ Matthäus 8, 28–32. — ²⁶ s. a. Luschan, a. a. O. — Vergleiche auch Eliade, M.: *La mandragore et les mythes de la »naissance miraculeuse«*, *Zalmoxis* III, 1942, S. 1–48, und Rahner, K.: *Griechische Mythen in christlicher Deutung*, Zürich 1945.